

und auch bejahte Nähe von Brüderlichkeit im Namen Jesu ging einfach so los.

Mit der Erfahrung von den neuen Brüdern und Schwestern im konkreten Alltag in sozialistischer Gesellschaft wurden bei aller (mehr grundsätzlichen) Begeisterung die „Dornen und Kanten“ des normalen menschlichen Miteinanders von Bürgern unterschätzt. Da wir mit relativ wenig Tiefgang und Behutsamkeit vorgingen, blieb es nicht aus, daß sich erst der eine oder andere, dann immer mehr zurückzogen aus dem vorgenommenen Miteinander von neuem Gemeindeaufbau.

Übriggeblieben ist bei allen eine reale und fruchtbare, vor allem auch positiv eingestandene Er-innerung in die Tragfähigkeit unseres Glaubens an Jesus Christus in Gemeinde als Kirche vor Ort. Das ist aus fast allen und bei allen Gesprächen unüberhörbar und auch uneingeschränkt. Ebenso dürfte auch eine sensible Wachheit, vermischt mit Verlegenheit des Mißlingens, da sein, die jeden Moment zum Engagement zu nutzen versucht, zur Gemeinde zu halten und in ihr zu leben. Nur so sich herauswagen aus dem Üblichen, das ist kaum noch zu finden. Übriggeblieben ist die Mühe um das Bestehen und Intensivieren der Hauskreise; es wurde inzwischen eine Art Animatorenkreis ins Leben gerufen und geschult, um miteinander die Gesprächsfähigkeit zu üben. Die Liturgie der Gemeinde ist gewissermaßen sensibel geblieben, die Dienstgruppen sind in ihrer Anzahl gewachsen und stabilisiert.

Bedauerlich ist, daß wir den Sprung aus dem Herkömmlichen einer Pfarrgemeinde nicht geschafft haben: Es ist zu wenig Mut verblieben, ungewöhnliche und beschwerliche Lebensformen zu prägen bzw. beizubehalten, in Experimenten Gemeinde von morgen zu probieren.

Und die Leute um uns herum . . .

die wir einst aufgesucht hatten, die uns zu diesem Unternehmen indirekt animiert hatten? – Im Grunde warten sie weiter auf uns, d. h. sie warten natürlich nicht, aber wir gehen auch nicht so recht auf sie zu. Denn wir sind aus dem als zwischengeschaltet gedachten Prozeß von Gemeindebildung immer noch nicht so recht herausgekommen. Der

hat im übrigen auch mehr Kraft gekostet, als wir vermutet hatten. Allerdings darf man vielleicht ganz vorsichtig sagen, daß wir als Gemeinde selbstverständlicher, offen geworden sind für alle, die einmal so kommen. Sie werden nicht nur freundlich akzeptiert, sondern interessiert wahrgenommen. Jedes Jahr werden mehrere Erwachsene getauft, und die Kontakte zu den Andersdenkenden wurden selbstbewußter und natürlicher.

Im erprobten Stil machten wir 1988 noch einmal eine Serie der schon beschriebenen Hausbesuche in einem neu errichteten Wohnbaugebiet innerhalb des Territoriums der Gemeinde. Dabei stellten wir fest, daß, im Gegensatz zu vor etwa zehn Jahren, die Ahnungslosigkeit der Besuchten, verbunden mit einer größeren spontanen, neugierigen Sympathie, zugenommen hat, was uns die zur Zeit verpaßte Chance noch schmerzlicher erscheinen läßt.

Irgendwie treten wir auf der Stelle und wissen nicht so recht weiter. Vermutlich müssen wir noch eine Weile warten, um Atem zu schöpfen, vielleicht auch, um das Wachsende erstarken zu lassen. Das ist nicht besonders angenehm, vermutlich aber nötig; denn wenn vielleicht sogar weniger als Dreißigfaches angewachsen sein sollte, braucht das kleine Senfkorn offenbar mehr Zeit und Geduld, damit daraus ein großer Strauch werden kann. Das ist uns kein Trost, aber auch kein Alibi, wohl aber eine begründete Hoffnung.

Hejo Manderscheid

Der offene, solidarische Kindergarten – ein Testfall für die Gemeinde

Das Thema Kindergarten und Gemeinde wird in pastoraltheologischen Publikationen selten behandelt, obwohl es im deutschsprachigen Raum viele kirchliche, insbesondere pfarrliche Kindergärten gibt. Im folgenden*

* Dem Thema Kindergarten wurde z. B. auch auf der Österreichischen Pastoraltagung 1977 zum Thema „Diakonie der Gemeinde. Caritas in einer erneuerten Pastoral“ (hrsg. von J. Wiener und H. Erharter, Wien 1978) kein eigener Erfahrungsbericht oder Arbeitskreis gewidmet.

Beitrag wird zunächst die Situation in der Bundesrepublik Deutschland mit den Erwartungen und Enttäuschungen beschrieben; es wird aber dann zu zeigen versucht, welche Chancen ein Kindergarten für die Wahrnehmung der Probleme und Nöte, der Freude und Hoffnung vieler Menschen darstellt und wie die Gemeinde diese Chancen nützen könnte. red

1. Erfahrungen mit dem Kindergarten der Pfarrgemeinde

Im Unterschied zu anderen europäischen Ländern gilt der Kindergarten in der Bundesrepublik Deutschland als eine Einrichtung der Jugendwohlfahrt und wird aufgrund des Subsidiaritätsprinzips vorrangig in freier Trägerschaft geführt. Zwar nimmt in den letzten Jahren der Anteil öffentlich getragener Einrichtungen zu, dennoch sind über zwei Drittel aller Kindergärten frei getragen, und dabei stellen die beiden großen Kirchen den Hauptanteil. Von 16.850 Kindergärten mit etwas über eine Million Plätzen in freier Trägerschaft tragen die Kirchen allein 15.528 Einrichtungen mit etwa 908.000 Plätzen. In den kirchlichen Kindergärten arbeiten über 80.000 hauptamtliche Fachkräfte¹.

Die Pfarrgemeinden als Träger der Kindergärten

Freie Trägerschaft bedeutet innerhalb der Kirche heute, daß die Pfarrgemeinden Träger der Einrichtung sind. Nur noch vereinzelt existieren kirchliche Kindergärten in

¹ Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege (Hrsg.), Gesamtstatistik der Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege, Stand 1. 1. 1987, Bonn 1987; Deutscher Caritasverband (Hrsg.), Die katholischen sozialen Einrichtungen der Caritas in der Bundesrepublik Deutschland, Stand 1. 1. 1987, in: caritas-korrespondenz, Heft 11, Freiburg (55) 1987; Statistik des Diakonischen Werkes der EKD, in: Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hrsg.), Jahrbuch des Diakonischen Werkes der EKD 86/87, Stuttgart, 272-282. Dem empirischen Stellenwert des Kindergartens entspricht in keiner Weise das Ausmaß praktischer-theologischer Reflexion. So ist auch dieser Artikel bloß als Beitrag für den Praxisteil der Zeitschrift angefragt. Eine Theologie organisierter Nächstenliebe bleibt ein Desiderat der Forschung. - Ansätze dazu bieten die Referate von R. Schulte (Christliche Diakonie - das menschenfreundliche und glaubwürdige Evangelium), R. Pesch (Die zentralen Verkündigungsinhalte zur Diakonie) und A. Sustar (Diakonie in einer erneuerten Pastoral) im einleitend genannten Tagungsbericht.

Trägerschaft von örtlich karitativen Vereinen, Ordensniederlassungen oder Caritasverbänden auf Kreis- und Diözesanebene. Aus den ehemals vereinsmäßig getragenen Kindergärten des 19. Jahrhunderts hat sich, insbesondere in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, das Standardmodell des pfarrlich getragenen Kindergartens entwickelt. Zirka 90% aller katholischen Kirchengemeinden dürften heute Träger eines Kindergartens sein².

Seit Gemeinden Träger sind, reißt die Diskussion um das Verhältnis zwischen Kindergarten und Gemeinde nicht ab. Bereits 1926 beklagt der damalige Caritasdirektor von Trier, Dr. Vogtel, die Aschenbrödelstellung des Kindergartens in der Gemeinde³. Es müsse doch endlich erkannt werden, daß der katholische Kindergarten eine segensreiche Einrichtung, ein wesentlicher Stützpunkt der Kinderfürsorge und Mütterbildung in der ganzen Pfarrgemeinde sei. Dennoch kann gut 60 Jahre später die Aussage eines Pfarrers als repräsentativ betrachtet werden: „Als Pfarrer findet man in seiner Gemeinde den Kindergarten vor.“ Diese Einschätzung macht deutlich, daß zum Kindergarten in der Gemeinde eine Beziehung erst wachsen muß, daß er vielfach von seiten der Gemeinde als Fremdkörper gesehen und erfahren wird. Der räumlichen Nähe des Kindergartens zu Kirche und Pfarrhaus entspricht oftmals beziehungsmaßig eine Welten-Ferne. Ungeklärte Erwartungen, Enttäuschungen und Verunsicherungen prägen das Miteinander.

Erwartung: Über den Kindergarten kommt die Gemeinde an die fernstehenden Eltern heran.

Der Pfarrer einer Kirchengemeinde klagt darüber, daß sein Vorgänger den Kindergarten in die öffentliche Trägerschaft der Kommune abgegeben hat. Dies sei ein großer Fehler gewesen, denn insbesondere für die Fernstehendenpastoral sei der Kindergarten ein wichtiges Element. Da kommt man an die Kinder und, wenn man die erst einmal hat, an die Eltern heran.

² Vgl. zur geschichtlichen Entwicklung des katholischen Kindergartens und zur historischen Dimension der Frage nach seinem Selbstverständnis: Hejo Manderscheid: Der katholische Kindergarten, Freiburg 1989.

³ Vogtel, Kindergarten und Pfarrgemeinde, in: Pastor bonus (1926) 257-269.

Diese Erwartung motiviert tatsächlich viele Gemeinden, ihren Kindergarten trotz aller Belastungen zu tragen. Doch es gibt sehr viele gegenseitige Enttäuschungen. Im Kindergarten trifft man zahlreiche religiös-indifferente, andersgläubige und ungetaufte Kinder; er ist ein Spiegelbild unserer Gesellschaft. Die Erzieherinnen setzen aufgrund ihrer pädagogischen Qualifikation andere Erfolgskriterien für ihre Arbeit und wehren sich dagegen, dafür sorgen zu sollen, daß wieder mehr Familien in die Kirche gehen. Der Kindergarten als Einrichtung der Gesellschaft entzieht sich einer allzu banalen pastoralstrategischen Verzweckung. Innerhalb eines geschlossenen katholischen Milieus mag ein solches Konzept stimmig gewesen sein. In der nachkirchlichen Gesellschaft der Moderne jedoch lassen sich solche Vorstellungen des letzten Jahrhunderts nicht geradlinig weiterverfolgen.

Enttäuschung: Der Kindergarten kostet uns viel an Geld, Zeit, Engagement und verursacht laufend Probleme. Unsere pastoralen Zielvorstellungen erfüllt er auch nicht, also geben wir die Trägerschaft ab.

In der Tat kostet der Kindergarten sehr viel. In der Bundesrepublik wenden die beiden Kirchen schätzungsweise eine Milliarde D-Mark aus Kirchensteuermitteln für den Kindergarten auf. Sicherlich wird man zu Recht sagen dürfen, daß dieses Engagement – bis hinunter auf die Pfarreebene – den finanziellen Spielraum für andere Aktivitäten einengt. Der Kindergarten kostet aber auch viel an Zeit: Stets neu muß entschieden werden über Öffnungszeiten, Aufnahmekriterien, bauliche Veränderungen. Unter den Erzieherinnen herrscht häufig eine große Fluktuation, so daß immer wieder neu Personal gesucht werden muß, Arbeitsverträge abzuschließen sind und Einarbeitungsprobleme gelöst werden müssen. Der Kindergarten in der Gemeinde ist also nicht umsonst zu haben, wie es mitunter die hohen öffentlichen Zuschüsse zu den Betriebskosten vorschnell erscheinen lassen.

Es kostet Mühe, Zeit, Engagement, und es verlangt angesichts divergierender Interessen und Bedürfnisse zwischen Träger, Personal und Nutzern eine hohe Konfliktbereitschaft. Viele Träger möchten deshalb – auch

in Verbindung mit dem Mißlingen strategischer Ziele der Fernstehendenpastoral – den Kindergarten abgeben. Andere entziehen sich der Trägerpflicht vollends und delegieren die Aufgaben auf die höheren Ebenen der zentralen Verrechnungsstellen, Caritasverbände und Ordinariate. Beides fördert die Aschenbrödelstellung des Kindergartens in der Gemeinde.

Verunsicherung: Der Pfarrer weiß gar nicht so recht, was er da im Kindergarten überhaupt soll.

Ein Kindergarten team hat mit viel Liebe und Einsatz ein großes Sommerfest vorbereitet und den Pfarrer gebeten, eine kleine Rede zu halten. Der hat dann auch zugesagt, obwohl er gerade an diesem Wochenende durch Predigtvorbereitung, Beichtgespräche, Alternachmittag und andere Dinge sehr belastet ist. In dem lebhaften Trubel von kleinen Kindern und jungen Eltern, von denen er kaum jemand kennt, weiß er gar nicht so recht, was er eigentlich hier sagen soll. In seiner Ansprache redet er dann darüber, wie froh er über den Kindergarten ist, was das aber alles an Geld kostet, wo doch in der nächsten Zeit die sehr viel wichtigere und teure Kirchenrenovierung ansteht.

Es gibt Pfarrer, die können es mit dem Kindergarten sehr gut. Sie spüren zum Beispiel, wie wichtig sie als oftmals einzige männliche Bezugsperson den Kindern in der Einrichtung werden können. Andere aber sind zu tiefst verunsichert. Sie fragen sich, was denn ihre spezifische Rolle im Kindergarten sein könnte. Für Erziehungsprobleme erklären sie sich inkompetent, Theologie ist nicht gefragt, für Religionspädagogik sind sie bestensfalls erst ab dem Schulalter ausgebildet. Hinzu kommt der ständige Konflikt zwischen Dienstgeber- und Seelsorgerrolle.

Ambivalenz: Der Kindergarten zwischen Sorgenkind und Lieblingskind

Der Kindergarten in der Gemeinde stellt sich aus der Perspektive der Gemeinde und des Pfarrers oftmals als etwas Fremdes, Vorgegebenes dar, an das man sich erst gewöhnen muß, zu dem man erst eine Beziehung aufbauen muß. Er ist deshalb ein Fremdkörper, weil sich hier in der Regel gerade nicht die Kirchgänger treffen. Außerdem ist er kein freies Feld pastoraler Kreativität, sondern unterliegt in weitem Umfang staatlichen Regelungen und Vorschriften. Die Erzieher sind keine Theologen und werden als pasto-

rale Mitarbeiter nicht akzeptiert. Selbst wenn die Gemeinde ihre Trägerschaft gewissenhaft wahrnimmt, wird sie feststellen, daß die ganze Sache annähernd von selbst läuft, weil übergeordnete Gremien, Dienste und Behörden steuernd und entlastend eingreifen.

Wie kann der Kindergarten aus einer solchen Aschenbrödelstellung in der Gemeinde herausfinden? Ein Weg wäre es, wenn die Gemeinde anfrage, mit ihrem Kindergarten darüber ins Gespräch zu kommen, welchen praktisch-theologischen Stellenwert dieses gesellschaftliche Engagement der Kirche für die Gemeinde bedeutet. Dazu könnten folgende Anregungen, bezogen auf die aufgezeigten Problemfelder, eine Hilfe sein.

2. Anregungen zum Gespräch über Kindergarten und Gemeinde

Prophetie statt Pastoralstrategie: Der Kindergarten fordert die Gemeinde als Träger heraus, sich mit den gewöhnlichen Lebensverhältnissen der Welt auseinanderzusetzen.

Im Kindergarten begegnet die Gemeinde wie in einem Kristallisationspunkt den Problemen und Nöten, der Freude und Hoffnung der Menschen von heute⁴. Die Gemeinde schuldet diesen Menschen in dieser Situation, „das Defizit an anschaulich gelebter Hoffnung auszugleichen“⁵. Christen verkörpern hier eine Hoffnung, indem sie sich solidarisch erklären mit den Menschen, die Hilfe brauchen. In einer solchen Haltung liegt eine „sehr kraftvolle und wirksame Verkündigung der Frohen Botschaft“⁶.

Ein Erzieherteam beschloß, mittags während der Schließung des Kindergartens einmal nachzuforschen, wo die Kinder während der Zeit von 12.00 bis 14.00 Uhr eigentlich bleiben. Viele wurden von ihren Müttern abgeholt und verbrachten diese Zeit zu Hause. Andere aber fanden sich ohne Betreuung und Versorgung an unterschiedlichsten Ecken der Großstadt. Mittagessen an der Pommies-Bude, Spielen in der Computer- und Video-Ecke im Kaufhaus. Ein Kind stand hilflos weinend vor der Haustür – es fand seinen Schlüssel nicht. Die Erfahrung, die die Erzie-

her an diesem Mittag machten, ließ sie nicht ruhen. Sie brachten sie in die Gemeinde ein, und es wurden vielfältige Ideen und Maßnahmen entwickelt, um die Betreuungssituation der Kinder zu verbessern.

Der Kindergarten kann für die Gemeinde zum sozialen Indikator werden. Gesellschaftliche Probleme und Nöte treffen Kinder am härtesten. Im Kindergarten spiegeln sich Probleme von Familien, Auswirkungen von Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot, von Sucht und Gewalt. Hier trifft man ausländische Kinder, sozial benachteiligte und behinderte Kinder. Konfrontiert wird man mit den Auswüchsen unserer Konsum- und Medienkultur. Der Kindergarten ist ein sehr sensibler Indikator für den Zustand und die Veränderung im Gemeinwesen. Deshalb konfrontiert er die Gemeinde mit „den gewöhnlichen Lebensverhältnissen der Welt“⁷. Der Gewinn eines Kindergartens liegt also nicht in seiner Bedeutung für die Fernstehendenpastoral. Vielmehr vermag der Kindergarten die Gemeinde zu verlebendigen, indem er sie mit „den heutigen Bedürfnissen und Nöten“⁸ konfrontiert und damit je neu auffordert, Rechenschaft ihrer Hoffnung und ihres Glaubens zu geben⁹ – nicht allein im Wort der Verkündigung, sondern vor allem im Tun des Evangeliums.

Partizipation statt Abschiebung: Der Kindergarten muß mehr von der Basis getragen und nicht durch übergeordnete Bürokratien fremdgesteuert werden.

Der im Subsidiaritätsprinzip eingeräumte Vorrang der freien Träger vor den öffentlichen ist nur gegeben, wenn die qualitativen Voraussetzungen stimmen, d. h. wenn davon gesprochen werden kann, daß tatsächlich der freie Träger als die dem sozialen Problem am nächsten liegende soziale Einheit angesehen und so den Bedürfnissen und der Würde der Betroffenen am besten gedient werden kann. Von daher liegt die Lösung für eine Trägerentlastung nicht in der Delegation auf höhere Instanzen, sondern einzig und allein in einer Ausweitung der Mitwirkungsmöglichkeiten der Betroffenen selbst.

In Erfahrungsberichten von Selbsthilfeinitiativen wird immer wieder deutlich auf

⁴ Gaudium et spes 1.

⁵ Unsere Hoffnung. Beschluß der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, II. 2.

⁶ Evangelii nuntiandi (Paul VI.), 21.

⁷ Lumen gentium 35.

⁸ Evangelii nuntiandi, 73.

⁹ Vgl. Unsere Hoffnung, a. a. O.

die Bedeutung der Eigenverantwortung hingewiesen. Betroffene definieren hier selbst, worin das Problem liegt und wie es am besten zu lösen ist. Jugendliche, die als Kinder die selbstinitiierten antiautoritären Kinderläden der 68er Jahre besuchten, berichten, das Wichtigste sei das Gefühl gewesen, daß die Eltern sich für die ganze Sache interessierten. Sie fühlten sich nie abgeschoben in ein von Fachkräften gut geführtes, ansonsten aber anonymes Unternehmen.

Eine überzogene Fachlichkeit und Spezialisierung läuft auch im Kindergarten Gefahr, die Alltagskompetenz von Familien zu untergraben: Betroffene werden dann zu Laien degradiert; die Einrichtung baut sich auf im Stil einer autoritären Fürsorge, die alleine weiß, was für Kinder und Eltern gut ist. Dagegen dürfte – im Sinne des Subsidiaritätsprinzips – nicht das Mißtrauen gegenüber den Ideen und Bedürfnissen der Kinder und Familien das Engagement unserer Gemeindekindergärten bestimmen; auch nicht die Expertenhörigkeit, die glaubt, alles Gute und Richtige käme vor allem von oben. Im Gegenteil: Der Kindergarten einer Gemeinde für die Familien müßte sich entwickeln zu einem Kindergarten der Familien in der Gemeinde.

Personalität statt Disziplin: Die Rolle Dienstgeber und Seelsorger muß deutlich getrennt werden.

Träger eines Kindergartens ist nicht der Pfarrer, sondern die Kirchengemeinde und damit ihre entsprechende rechtliche Verfassung, also der Kirchenvorstand, Stiftungsrat, Kirchenverwaltungsrat o. ä. Vorsitzender dieses Organs ist der Pfarrer. Damit ist er aber nicht notgedrungen Dienstgeber für die Angestellten im Kindergarten. Gerade weil die Beziehung zwischen Pfarrer und Erzieherteam ein hohes Ausmaß an gegenseitigem Vertrauen braucht, sollte der Pfarrer die Aufgabe der Dienstaufsicht in diesem Gremium delegieren und sich selbst ganz auf seine Rolle als Seelsorger und Kollege im Gemeindedienst konzentrieren. Man kennt in der Kirche schon immer die Trennung zwischen „forum internum“ und „forum externum“. Beides ist streng auseinanderzuhalten, wenn in der Begleitung von Menschen das geistliche Wachstum reifen soll.

Nach dem schlimmen Fährunglück an der belgischen Küste fragt ein Kind die Erziehe-

rin, ob denn dieses Fährschiff auch gesunken wäre, wenn Jesus an Bord gewesen wäre. Die Erzieherin weiß keine Antwort auf diese völlig überraschend kommende Frage. Sie redet sich aber auch nicht einfach heraus. Vielmehr sagt sie dem Kind, daß sie unsicher ist und sich mit der Frage noch weiter beschäftigen will. Sie überlegt, ob sie ihren Pfarrer darauf ansprechen soll. Ängste kommen in ihr auf. Sie weiß von anderen Kolleginnen, daß dort die Antwort in ähnlichen Fällen lautete: „Wofür habe ich Sie eigentlich eingestellt?“ Dennoch faßt sie allen Mut zusammen und fragt den Pfarrer. Auch er weiß keine Antwort auf die Kinderfrage. Er teilt ihre Betroffenheit und Ratlosigkeit. Die Frage geht weiter in den Familienkreis der Gemeinde und löst für lange Zeit sehr lebhaft und intensive Gespräche aus.

Das Beispiel zeigt, was in der Beziehung Seelsorger – Erzieherin möglich ist, wenn sie frei ist von der Dienstgebermentalität. In gemeinsamer Solidarität und Offenheit können beide Erfahrungen austauschen und den Versuch unternehmen, diese auch im Glauben zu deuten. Vieles, was im Kindergarten einfach als „pädagogisch geschickt“ abgehakt wird, könnte in einer biblisch-theologischen Reflexion sehr viel mehr an Bedeutung gewinnen. In der Erziehung der Kinder geht es darum, die menschlichen Anlagen umfassend zu entfalten. Dies setzt aber eine Erzieherin voraus, die selbst ihre Anlagen – Stärken und Schwächen – in einem Freiraum entfalten kann. Als Seelsorger sollte sich der Pfarrer dafür verantwortlich fühlen, daß ein angstfreies Miteinander, ein Klima der Solidarität und Kollegialität, der gegenseitigen Achtung und der Anerkennung der je verschiedenen Fachkompetenz gegeben ist. Eine solche Atmosphäre ist ein Gewinn für beide: für die Klärung der Unsicherheit des Pfarrers im Kindergartenbereich und für den Abbau der Angst der Erzieherin vor ihrem Träger.

Ein offener, solidarischer Kindergarten

Ein Kindergarten in der Gemeinde kann seine Aschenbrödelstellung überwinden, wenn es ein gleichberechtigtes Miteinander von Kindergarten und Gemeinde gibt. Jede Form der Instrumentalisierung des Kindergartens ist fehl am Platz. Bezogen auf die je konkrete Lebenswirklichkeit der Kinder und Familien – und zwar aller, gleich welcher Konfession oder Religion –, wird die Gemeinde mit

solch einem Kindergarten, der sich auszeichnet durch seine Solidarität mit den Familien und Fremden, seinen Einsatz für die Entfaltung der Persönlichkeit in einem angstfreien Raum und seine subsidiäre Stellung gegenüber den Betroffenen selbst an Glaubwürdigkeit und Lebendigkeit gewinnen. Solche Veränderungen, die gemeinsam zwischen Kindergarten und Gemeinde programmatisch angegangen werden, kosten Mühen, Zeit und Engagement¹⁰. So aber baut sich Gemeinde auf. Der offene, solidarische Kindergarten wird zum Testfall für die Ernsthaftigkeit der Verkündigung der Gemeinde.

Predigt

Hannjürg Neundorfer

Wir haben miteinander ein einziges Leben (zu Gal 3, 27f)

Für uns allein und aus eigener Kraft können wir nicht leben. Miteinander und voneinander leben wir: Andere arbeiten für uns. Andere leben von uns.

Abgesehen von den Menschen, mit denen wir ein einziges Leben zusammen haben, leben wir mit und von allen Lebewesen und von der Erde, vom Wasser, der Luft, den Pflanzen und Tieren. Wir leben nicht nur davon, daß wir ihre Lebenssubstanz verwenden (und sie die unsere), wir leben auch von und mit ihrer Zuneigung.

Menschen setzen sich ständig für uns ein. Sie stellen ihre Zeit, ihre Kraft, ihr Geld, ihre Gesundheit, ihr Herz zur Verfügung. Wir nehmen dies auch an in unseren Familien, Verbänden, Betrieben, Aktionen, von Politikern und Arbeitern, von uns ganz fremden Menschen.

¹⁰ Als Hilfe zum Gespräch zwischen Kindergarten und Gemeinde hat der Zentralverband der katholischen Kindergärten und Kinderhorte Deutschlands e. V. eine Stellungnahme zum Selbstverständnis katholischer Tageseinrichtungen für Kinder verabschiedet. (Bezug über die Bundesgeschäftsstelle des Verbandes, Karlstraße 40, 7800 Freiburg.)

Wir leben selbst auch in gleicher Weise und mit großem Einsatz. Das ist selbstverständlich. So zu leben und notwendig zu sein, ist unsere Freude.

Wer sich nicht so verschenkt, hat ein armes, eingeengtes Leben. Sobald er seine Angst und Schwäche überwunden hat und anpackt nach seinen Kräften, wird sein Leben frei und weit, menschlich. Es heißt: Gott selbst in ihm ist sein guter Wille und die Kraft zum Ausführen.

Ihr seid alle durch den Glauben Söhne Gottes in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus (als Gewand) angelegt. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid „einer“ in Christus Jesus. Wenn ihr aber zu Christus gehört, dann seid ihr Abrahams Nachkommen, Erben kraft der Verheißung.

Dies schreibt der Apostel Paulus in seinem Brief an die Gemeinde von Galata (3, 27–28).

Alle Trennung unter Menschen und alles Aburteilen hat sich damit erledigt. Die mit Jesus Christus zusammengehören und den, *der da ist*, kennen, sind nicht mehr durch Vorurteile, Ängste und Erinnerungen an frühere Verbrechen und Gemeinheiten voneinander getrennt. Sie sind einer geworden.

Unter den ersten Jüngern Jesu und in den ersten Zeiten der Kirche war diese Einheit voll da. Jetzt noch immer können wir große Stücke dieses Geistes in der Kirche finden. Immer überwinden Menschen und ganze Gruppen ihre frühere Eigensucht und unsinnige Lebensweise, sie erkennen den, *der da ist*, und werden vom Geist erfaßt. Da ist die Kirche lebendig.

„Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, denn ihr seid einer in Christus“

Es spielt dann wirklich keine Rolle mehr, ob einer Italiener ist oder Äthiopier, Indio oder Tscheche, Türke, Jude oder Deutscher, ausländischer Junge oder Asylbewerber. Einer ist da, mit besonderen Eigenheiten und Bedürfnissen; unsereiner, dem wir zugeneigt sind.

Die Erkenntnis des einen Lebens und die Einheit mit dem Sohn Gottes ist die einzige Grundlage für eine Politik des Friedens un-